Bezwungen.

Skizze von A. v. Wartenburg.

„Du liebst ihn?"

„Nein!" schroff stieß Lena es hervor und zerrte mit bebenden Fingern an dem zu unkenntlichem Knäuel zusammengeballten Taschentuch.

„Aber du hast ihn doch gern. Warum willst du dich vor mir, deiner besten Freundin, verstellen?"

„Nicht ausstehen kann ich ihn! Ich hasse, ich verabscheue ihn! Oh, wie ich ihn hasse!" Sie war aufgesprungen von dem Sessel, in dem sie gesessen. Die Augen sprühten Blitze. Der kleine Fuß in dem leichten Lederschuh trat energisch den Takt zu den leidenschaftlich hervorgeschleuderten Worten.

„Aber, Lena, ich kenn dich ja gar nicht wieder. Was ist denn vorgefallen? Sprich doch nur. Mir kannst du das doch sagen, mir, deiner besten Freundin. Ich sag's auch keinem weiter!"

Neugierig richteten sich die runden Blauaugen der kleinen Blondine auf das schlanke Mädchen, das sich kurz abwendend und zum Fenster tretend die Spitzenvorhänge auseinander schob und regungslos in das Getriebe der Straße hinausstarrte.

Kein Laut kam von Fenster her. Kätchen war ungeduldig. Die Neugier prickelte ihr in allen Nerven. Was konnte nur vorgefallen sein, daß Lena sich plötzlich in so heftigen Ausdrücken gegen ihre in letzter Zeit doch recht offenkundig gewordene Zuneigung zu dem Assessor Balten verwahrte? Ueberall hatte man die beiden zusammen gesehen, auf dem Eise, auf der Promenade. Auf jedem Ball führte er sie zu Tisch. Er verkehrte im Hause des Kommerzienrats Haland, Lenas Vater, als gern gesehener Gast. Pekuniäre Hindernisse waren nicht vorhanden. Mit Fug und Recht konnte das ganze Städtchen die endliche Verlobung des jungen Paares erwarten. Kätchen hatte bei ihrem heutigen Besuch ein wenig auf den Busch klopfen wollen. Sie als Lenas beste Freundin glaubte ein Recht darauf zu haben, das süße Geheimnis zuerst zu erfahren. Und nun dies! — Wenn man nur wüßte, warum!

Leise trat sie hinter die Freundin, ergriff deren Hand, drückte sie sanft und bat, sich innig an sie schmiegend, in einschmeichelndem Ton:

„Sag's doch, Lena, was ist, was hast du?"

„Nichts!" Lena machte sich unwirsch frei, schob die andere zurück und wieder zum Tisch in den Lichtschein der Lampe tretend, strich sie sich die dunklen Haare, die ihr in leichtem Gekräusel auf die Stirn gefallen waren, zurück und fragte mit völlig veränderter Stimme:

„Was willst du eigentlich? — Was soll ich haben?" Die Kleine war gekränkt.

„O, wenn du kein Vertrauen zu mir hast . . . Ich habe dir doch auch alles gebeichtet von Franz und mir . . Das ist wirklich nicht hübsch von dir . . ."

Sie war den Tränen nahe.

„Laß gut sein, Kleine." Lena umfing die Freundin. „Ich habe dir nichts zu sagen, denn du verstehst mich ja doch nicht. Ach, wenn ich doch jemand hätte, der mich begreifen könnte," rief sie verzweifelt, die jüngere Gefährtin aus dem Arm lassend und erregt im Zimmer auf und ab laufend, „der es verstünde, daß man Freundschaft suchen, eine heiße Sehnsucht haben kann nach echter, wahrer Freundschaft, nach einem wirklichen Bunde der Seelen, nach geistigem Austausch! Es ist so erbärmlich, daß euer ganzes Lieben nur aus Küssen und Umarmen bestehen soll!"

Heiße Glut stieg ihr bei diesen Worten in die Wangen bis hinauf unter die Stirnlöckchen.

„O, Lena, er hat dich . . ."

„Still, sprich's nicht aus! „Ich schäme mich so, schäme mich, daß ich ihm vertraute, daß ich ihn für höher, besser halten konnte, für fähig, mir zu folgen . . ."

„Aber, Lena, Mädchen, was ist denn dabei! Man liebt sich, küßt sich, heiratet sich, das ist doch so natürlich!"

„Dir scheint es so? — Sei froh . . . ich . . . ich kann nicht . . . Alles in mir lehnt sich dagegen auf . . . mich so . . . ich finde das Wort nicht dafür . . . ich sehe nur noch den Ausdruck seiner Augen und . . . nein, daß . . . du wirst schweigen . . . keinem Menschen ein Wort sagen."

Kätchen gelobte es feierlichst.

„Es darf niemand wissen, was zwischen uns vorgefallen ist. Ich habe ihn in seine Schranken zurückgewiesen. Es sind heftige Worte gefallen . . . Aeußerlich muß alles beim alten bleiben . . . der Leute wegen. Diese lächerliche Rücksicht, wo ich ihm am liebsten nie wieder unter die Augen treten möchte!"

„Na, da wird sich aber 'mal die Else Lenno freuen, wenn du deinen Assessor verabschiedest. Sie hat es schon lange auf ihn abgesehen!"

„Käthe!" Es lag eine Welt von Empörung und Verachtung in dem Ton, mit dem sie den Namen rief.

„Aber es ist doch so. Sie gönnt ihn dir schon lange nicht, und so ein Mann . . ."

Durch und durch Weltweisheit saß die kleine Blondine da und schaute überlegen zu der Freundin hinüber, „na, der tröstet sich leicht. Denn sieh 'mal, das Küssen gehört nun einmal mit dazu und verlaß dich darauf, anders tut's kein Mann!"

Lenas Mundwinkel senkten sich verächtlich, ein hochmütiger Ausdruck trat in ihr hübsches Gesicht.

„Der Standpunkt, von dem wir die Sache betrachten, ist ein zu verschiedener," versetzte sie kalt und in einem Ton, der keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, wie meilenweit unter sich sie die Freundin stehen sah.

Verletzt erhob sich die Kleine.

„Mag sein," entgegnete sie. „Ich will dir nur wünschen, daß es dir auf deiner kühlen Höhe niemals zu einsam werden möchte. Ich fühle mich bei mir, da unten im Tal, entschieden wohler. Du glaubst nicht, wie mein Franz küssen kann, und wie das tut, ach . . ." Sie schloß ein Weilchen die Augen. „Doch nun, Adieu, morgen auf dem Balle sehen wir uns ja wohl."

„Gewiß."

Die Tür fiel zu, Lena blieb allein.

Wieder zum Fenster tretend, starrte sie hinaus, ohne zu sehen, was da drunten vorging.

Ja, er hatte sie geküßt, hatte sie in seinen Armen gehalten und sie war im Augenblick der Ueberraschung willenlos gewesen. Seine Lippen hatte sie auf ihrem Munde gefühlt — ein seltsamer Schauer überlief sie bei der Erinnerung. Endlich übermannte sie die Empörung, daß sie, sich losreißend, ihm ihre ganze Verachtung, ihren Zorn über die Enttäuschung, die er ihr bereitet, ins Gesicht schleudern konnte. Sie sah ihn erbleichen, hatte noch den Klang seiner Stimme ihm Ohr, mit dem er die Worte: „Das habe ich allerdings nicht erwarten können," hervorstieß.

Wie eng waren doch die Schranken für ein Mädchen gezogen, wie kleinlich die Ansichten der Gesellschaft, wenn ein Mädchen es nicht wagen dürfte, offene, ehrliche Freundschaft für einen Mann zu zeigen, ohne daß man ihr zu nahe trat, und Gevatter Hinz und Kunz gleich eine Verlobung dahinter witterten.

Ob ihn ihre Weigerung sehr tief verletzt habe? Er würde sich bald trösten, meinte Käthe. Allerdings die Else Lenno, die war so recht zum Trösten geeignet, hübsch und kokett, gefiel sie allgemein und galt so für eine sogenannte „Herrenschönheit", weswegen sie bei den Damen desto weniger beliebt war. Ja, auch ihr, Lena, war sie stets unangenehm gewesen, schon das helle Organ, das herausfordernde Lachen und das noch herausfordernde Benehmen mißfielen ihr gründlich. Aber gewiß, das mochte die Herren anziehen. Auf den Bällen hatte Else Lenno stets einen ganzen Schwarm Anbeter um sich.— Mochten die Mütter an den Wänden auch noch so viel tuscheln, keine der Töchter tanzte so viel wie sie, und wenn auch die jungen Herren beim Frühschoppen ihre Witze über sie rissen, die natürlich die Brüder tanzfähiger Schwestern diesen mit der gehörigen Vermehrung verbrämt getreulich wieder hinterbrachten, am Abend auf dem Balle spannten sich dieselben Brüder artig fittiger Schwesterlein alle willig vor Schön-Elsens Triumphwagen. Und sie sollte es auf den Assessor Balten abgesehen haben?

Möglich wäre es schon. War es da nicht eigentlich Lenas Pflicht, ihn als seine Freundin, die sie stets gewesen und die sie doch auch, wenigstens äußerlich, bleiben wollte, zu warnen? Aber wie? Wie würde er sich überhaupt zu ihr stellen? Wie ihm entgegentreten nach der gestrigen Szene im Stadtpark, die auf dem gemeinsamen Heimwege von der Eisbahn stattgefunden? Ihr Herz schlug stürmisch bei dem Gedanken an ein Wiederbegegnen, das unzweifelhaft morgen auf dem Balle beim Regierungs-Präsidenten, bei dem er nicht fehlen durfte, erfolgen würde.

Sie nahm sich vor, sehr ruhig, sehr freundlich zu sein, von abgeklärter Freundlichkeit, aus der er sogleich heraussühlen mußte, in welchen Bahnen sich ihre alte Freundschaft fortspinnen könnte. Er mußte doch davor bewahrt werden, in die Netze einer gefühllosen Kokette zu fallen, wie Else Lenno eine war. Der Gedanke an die „abgeklärte Freundschaft" war so trostreich und verlockend für Lena, daß sie in das Nebenzimmer schlüpfte und das Rüstzeug für den morgenden Abend, die neue Toilette, aus dem Schrank kramte und mit zufriedenem Lächeln und manchem vergleichenden Blick in den Spiegel einer eingehenden Musterung unterzog.

* * *

Was war nur mit der Lena heute? Verwundert fragten es sich die guten Freunde und Bekannten, die mit den Blicken der schlanken Gestalt im luftigen Ballkleid folgten, wenn sie im Wirbel des Tanzes an ihnen vorüberflog. Es lag etwas über ihr von zitternder Erwartung und verhaltener Glut, das dem Mädchen einen eigenen Reiz verlieh. In ihren dunklen Augen brannte ein seltenes Feuer, und um den kleinen Mund zuckte es so eigentümlich, während sich die Lippen zum konventionell liebenswürdigen Lächeln teilten. So witzig und geistsprühend hatten ihre Tänzer sie noch nie gesehen. Sie flog von einem Arm in den anderen, unermüdlich, ohne Rast. Zwischendurch aber schoß freilich verstohlen ihr Blick zu der Gruppe in der Fensternische hinüber. Wollte diese Else Lenno heute denn gar nicht tanzen? Schon der dritte Herr hatte sich vergebens vor ihr geneigt. Was mochte sie sich nur so interessantes mit dem Assessor Balten zu erzählen haben? Das war schon mehr als unpassend, sich mit einem einzelnen Herrn im Ballsaal derart zu isolieren. Diese Koketterie spottete jeder Beschreibung! Und jetzt, wahrhaftig, jetzt trat sie mit dem Assessor Balten zum Tanze an, während sie, um dessen Unterhaltung zu genießen, bisher die anderen Tänzer ausschlug. Und dieser Blick, mit dem sie zu ihm aufsah! Empörend!

Lena lachte schrill auf, daß der junge Doktor, der sich schmeichelte, sie folge seinen mit Eifer vorgebrachten Erörterungen mit gespanntester Aufmerksamkeit und vollstem Verständnis im Satz abbrach und sie verwundert anstarrte.

„Ja, ja, ganz recht," stieß sie, kaum wissend, was sie sagte, hervor.

„Mich friert. Ich will mir meinen Umhang holen." Fort war sie, von seiner Seite verschwunden, ehe er wußte, wie ihm geschah. Er blinzelte mit den kurzsichtigen Aeuglein hinter dem Kneifer hervor, nahm ihn ab, putzte die Gläser, setzte ihn wieder auf und äugte scharf umher. Das schöne Mädchen war nirgends zu entdecken.

Mit bedauerndem Kopfschütteln für das von der Natur vernachlässigte Begriffsvermögen der hohen Weiblichkeit im allgemeinen und im besonderen wandte er sich dem traulich winkenden Rauchzimmer zu, in dem er bald einen würdigen Ballvater, mit rundem, rotem Gesicht und rundlichem Bäuchlein fand, der bei Bier und Zigarre geduldig die Stunden bis zum Morgengrauen verbrachte, wenn er das tanzmüde Töchterlein endlich heimgeleiten durfte, und der einen willigen Zuhörer des sich bald in Eifer redenden jungen Rechtsgelehrten abgab.

Lena hatte sich in ein kleines, nur von einer Ampel matt erleuchtetes Gemach, das Boudoir der Haustochter, geflüchtet. Hier war sie allein, gedämpft nur schallte die Tanzmusik durch die herabgelassenen Portieren herein. Das Summen der Stimmen klang wie von fern.

Mitten im Zimmer blieb sie stehen.

„Nicht weinen, nur nicht weinen!" flüsterte sie mit erstickter Stimme vor sich hin, während sich ihr fast gleichzeitig ein heißes Aufschluchzen aus der Kehle rang und die blitzenden Tränen schon an den Wimpern hingen.

Rasch tupfte sie mit dem Spitzentüchelchen die verräterischen Tropfen fort.

„Ach was!" sie warf den Kopf trotzig in den Nacken. „Wozu, warum denn weinen?! Zu dumm die albernen Tränen!"

Ruhiger werdend ließ sie sich in einen Sessel sinken, und während die Hände nervös mit den Quasten der Stuhllehnen spielten, begann sie zu überlegen.

Wer hatte ihr denn etwas getan? Niemand. Also brauchte sie auch nicht zu weinen, nein, dazu lag gar kein Grund vor, abgesehen davon, daß sie nur rote Augenlider und abgezirkelte häßliche Flecken auf den Backen davon bekam. Weinen durfte sie auf keinen Fall, man würde ja sonst auf ganz wundersame Vermutungen kommen können, denn daß ihr getreuer Ritter sie plötzlich verlassen hatte, konnte doch nicht unbemerkt geblieben sein. Wer würde es ihr glauben, daß es sie nur aufrichtig schmerzte, ihn mit offenen Augen in sein Unglück zu rennen, all ihre guten Vorsätze über den Haufen geworfen zu sehen?

Er verschmähte ihre Freundschaft. Spät war er heute abend erschienen, sehr spät. Man ging bereits zu Tisch, und da man gewohnt war, Lena als ständige Tischnachbarin des Assessors Balten zu sehen, hätte sie beinahe allein zur Tafel gehen müssen, wenn sich ihrer nicht im letzten Augenblick jener junge Doktor erbarmt hätte. Als der Assessor dann endlich kam, hatte er sie nur kurz durch eine stumme Verbeugung begrüßt und sich seinen Platz neben Elsa Lenno gewählt, die ihn lebhaft heranwinkte und einen Sitz neben sich frei machte. Es kostete Lena große Mühe, dem jungen Rechtsgelehrten an ihrer Seite eine aufmerksame Miene vorzutäuschen, denn mit dem Auge und Ohr war sie bei ihm, den sie schützen zu müssen meinte. Das Paar saß ihr gegenüber. Wie sie lachten, wie sie scherzten! Unerträglich, dieser langweilige, dozierende Doktor neben ihr! Beim Aufheben der Mahlzeit hatte sie ihrem „Freunde" ein paar verständnisvolle Worte sagen wollen. Er aber schien sie vergessen zu haben, war gar nicht in ihre Nähe gekommen.

Der Doktor forderte den Tischwalzer.

Dicht an dem Assessor mußte sie vorüber, der mit der ihr so verhaßten Elsa in der Tür zum Ballsaal stand. Verstehen heischend suchte ihr Auge das seine. Er beachtete sie nicht, zu eifrig flüsterte er mit seiner Dame, deren girrendes Lachen hinter ihr drein klang und ihr einen Stich ins Herz gab.

Sie wollte es nicht fühlen, wie heiß das Weh in ihr emporquoll, sie wehrte sich dagegen, fortscherzen, fortlachen wollte sie, was da schmerzte. Niemand sollte erraten dürfen, wie sie litt, wie sie bangte nach einem Blick, nach einem Wort von ihm . . .

War das denn noch Freundschaft? Es durchzuckte sie jäh.

Ach sei's, was es sei, nur ihn nicht hergeben, ihn nicht lassen und verlieren müssen!

Hatte sie ihn vielleicht schon verloren? Hatte ihre Unvernunft und Härte ihn nicht schon von ihr getrieben und er Trost und Vergessen bei einer anderen gefunden?!

„Ach, Eberhard!" schluchzte sie auf und preßte aufspringend beide Hände vor das Antlitz, um die Tränen zu verbergen, die unaufhaltsam ihren Lauf suchten.

Da fühlte sie sich umschlungen.

„Mein Liebling, mein kleiner Trotzkopf," flüsterte eine liebe Stimme an ihrem Ohr. „Nun bist du endlich bezwungen."

Ihr Kopf sank an seine Schulter, die Hände wurden ihr vom Gesicht gezogen, und ein bärtiges Lippenpaar preßte sich auf ihren zuckenden kleinen Mund. Diesmal hielt sie ganz still, mit geschlossenen Augen, und dann hob sie scheu die Lider, blickte ihm innig in die Augen und flüsterte errötend:

„Wie töricht von mir, daß ich es nicht begreifen konnte, wie lieb ich dich habe."

Das Metermaß.

Man handhabt so oft ein Metermaß, ohne über die Geschichte dieses wichtigen Werkzeuges unterrichtet zu sein. Manche denken, daß ein Meter ein willkürlich festgesetztes Längenmaß sei und werden kaum glauben, daß nicht weniger wie 19 Staaten je Zehntausende aufgewendet haben, bis ihre Gelehrten wußten, wie lang ein Meter ist. Ein Meter ist genau der zehnmillionste Teil eines Viertels vom Erdumfang, genauer: einer Linie vom Nordpol bis zum Aequator. Schon 1799 hatten französische Gelehrte einen „Normal-Meter" berechnet. Es war dies eine Platinstange von 25 Millimeter Breite, 4 Millimeter Stärke und — eben einem Meter Länge. Aber man hat durch die Arbeit langer Jahre eine Revision dieses ersten Metermaßes für nötig erachtet, und so gibt es seit 15 Jahren einen neuen „Urmeter" in Form einer kleinen Schiene von 110 Zentimeter Länge. Dieser besteht aus einer Platin-Iridium-Legierung, der keinerlei Temperaturschwankung etwas anhaben kann. Nahe den beiden Enden befinden sich zwei kleine, nur je zwei tausendstel Millimeter breite Striche, das sind die Grenzen des Urmeters. Er befindet sich unter denkbar größtem Schutz in einem Keller des jetzt von 23 Staaten unterhaltenen „internationalen Tempels der Meßkunst" in Sevres bei Paris, und wird nur alle fünf Jahre herausgeholt, um seinen intakten Zustand festzustellen. Die 23 Kulturstaaten der Erde, die das metrische System bereits einführten, besitzen 50 Kopien davon; in Deutschland befinden sich zwei Kopien bei der Normal-Eichungs-Kommission in Charlottenburg. Jede solche Kopie kostet 15,000 M. In Sevres befindet sich übrigens auch das Original-Normal-Kilogramm. Dieses Gewicht entspricht genau dem Druck eines Quadrat-Dezimeters Wasser bei 4 Grad Celsius. So hat man also den Umfang unserer Mutter Erde benutzt, um ein Normal-Längenmaß zu schaffen, aus diesem heraus das Normalgewicht (Quadrat - Dezimeter Wasser) und damit auch das Normal-Hohlmaß, denn ein Quadrat-Dezimeter Wasser entspricht genau einem Liter Wasser bei 4 Grad Celsius Wärme.

Dativ und Akkusativ vereint.

Einer von Tompkins' Freunden, mit denen er am vergangenen Abend noch etwas länger zusammen gewesen, fragte ihn, wie es ihm ergangen wäre, als er nach Hause kam.

„Na, es war etwas nach 2 Uhr morgens, als ich heimkam," erwiderte der Gefragte, „und natürlich, wie ich eintrat, sah ich gleich, daß Frau Tompkins mich erwartet hatte. Ich traf sie schon im Flur. Aber sie sagte kein Wort, erwiderte auch nichts, als ich ihr Guten Morgen bot, sondern sah mich nur lange an."

„So?" fragte der Freund. „Aber nach längerer Zeit sprach sie dann."

„O ja, sie sprach dann noch längere Zeit."

Die Kreolin.

Von Alfe Otten.

Savanna in hellster Sonnenglut. Jeden Augenblick strauchelt mein armes Roß vor Ermattung Wie froh bin ich, meine Depesche schon abgeliefert zu haben! Endlich naht nun langersehnte Rast und Kühlung. Bald wird das Sternenbanner über der prächtigen Stadt flattern. Es ist unerträglich heiß, unaufhörlich tropft mir der Schweiß von der Stirn.

„Wo sind wir einquartiert, Pedro?"

Die Ordonnanz deutet auf ein weißes Häuschen, das wie ein reizendes Schmuckkästchen zwischen dichten Bäumen halb verborgen liegt.

„Also links."

Wir reiten den Kiesweg hinunter, der zum Häuschen führt. Alle Fensterläden sind geschlossen, es herrscht Grabesstille. Ich reite bis an die Freitreppe — kein Mensch läßt sich blicken. Ich springe vom Pferde und lasse absichtlich den Säbel schleifen und die Sporen klirren, während ich die Treppe hinaufsteige. Plötzlich dringt ein langgedehnter, klagender Ton an mein Ohr. Einen Augenblick bleibe ich horchend stehen, dann öffne ich mit festem Griff die Tür und betrete den Vorsaal. Geräuschlos öffnet sich eine Seitentür, ein hochgewachsener Mann mit schwarzem Bart und feurigen Augen tritt auf mich zu.

„Verzeihung, aber ich kann Sie unmöglich aufnehmen. Es liegt eine Schwerkranke hier im Hause."

Mich übermannt der Zorn, und ich sage kurz, fast befehlend:

„Ich bin Hauptmann Lorenzo und werde die Kranke nicht belästigen; morgen früh reite ich weiter, solange müssen Sie mich aufnehmen. Das ist Kriegsbrauch."

Der Spanier, der in mir wohl einen Aufständischen zu sehen glaubte, blickte mich zornfunkelnd an. Da erscholl wiederum der langgedehnte, klagende Ton.

Und wiederum öffnet sich leise die Tür und ein zweiter Herr erscheint: „Ich bin der Arzt," sagte er, sich vorstellend; „dort drinnen liegt eine Kranke, die von Wahnvorstellungen verfolgt wird; sie ringt mit dem Tode. Sie könnten sie retten, wollten Sie auf ein Viertelstündchen zu ihr gehen und mit ihr sprechen."

Ich bin aufs höchste erstaunt. Aber noch erstaunter ist der Spanier, der den Arzt bei den Schultern packt und ihm zuruft:

„Was fällt Ihnen ein, Doktor?"

Der Arzt zieht ihn beiseite, spricht hastig auf ihn ein, und, wie es scheint, mit Erfolg.

Inzwischen stehe ich, noch immer wartend, im Vorsaal. Drei Nächte schon habe ich keinen Schlaf gehabt, seit gestern habe ich nichts genossen; meine Geduld ist erschöpft. Hastig stoße ich mit dem Säbel auf die Fliesen, näherte mich den beiden Männern und bin in Begriff, eine Erklärung für ihr seltsames Gebaren zu fordern, als zum dritten Male der langgedehnte Ton erklingt, doch schriller diesmal, und gellender: es ist der Schrei des Wahnsinns. Der Doktor zieht mich hastig mit fort.

„Seien Sie barmherzig, mein Herr, und retten Sie ein Menschenleben!"

Er führte mich in ein prächtig ausgestattetes Gemach. Ringsum schwere Teppiche, weiche Portieren, tropische Pflanzen und an der Wand ein breites Bett, auf dem eine Frau liegt. Als ich eintrete, wendet sie sich um, ihre wunderbaren, schwarzen Augen beginnen seltsam zu leuchten. Sie streicht sich das reiche, blau-schwarze Haar aus der Stirn und streckt mir ihre zarte, weiße Hand entgegen. Sie ist eine Kreolin von blendender Schönheit. Meine Hand umklammernd, zwingt sie mich, auf dem Stuhl neben ihrem Lager Platz zu nehmen. Und mit der Schnelligkeit des Gedankens schlingt sie ihre weichen Arme um meinen Nacken und küßt mich mit ihren trockenen, fieberheißen Lippen wild und leidenschaftlich, als wolle sie alles Blut aus meinen Adern saugen.

„Ach, Juan, wie lange, wie furchtbar lange hast du mich warten lassen; aber nun bist du doch endlich gekommen, Geliebter!"

Mit einem Schlage wird mir alles klar: sie verwechselt mich mit ihrem Geliebten, einem spanischen Offizier. Die Uniform und das Säbelrasseln haben ihr durch die wilden Fieberphantasien geschwächtes Hirn noch mehr erregt und ihre Gedanken verwirrt. Sie hält mich für jenen anderen. Mir ist die Sache außerordentlich peinlich. Meine Augen heften sich auf das Antlitz des Mannes, der an der entgegengesetzten Wand lehnt. Wilde Eifersucht und ein entsetzlich quälender Schmerz aus den abgehärmten todesbleichen Zügen. Ich will mich erheben, allein die junge Frau drückt meine Hand fest an ihre Brust.

„Bleibe, Juan, bleib' bei mir, sonst sterbe ich."

„Nach so langem ermüdenden Ritt müßten Sie etwas genießen. Sie sind gewiß hungrig und durstig," spricht eine mir unbekannte Stimme dicht an meinem Ohr.

Man bringt mir Speise und Trank, aber ich esse ohne Appetit. Die Uniform klebt mir am Körper, die leidenschaftliche Erregung des schönen jungen Weibes jagt mir das Blut gleich Fieberschauern durch die Adern.

Plötzlich reißt sie mich an sich, lehnt das Köpfchen an meine Brust, lächelt und zupft mich neckisch an meinem Schnurrbart.

„Weißt du noch, Liebster, wie ich das letztemal bei dir war? Die Sonne verschwand mit rotgoldener Glut hinter den Bergen, und dann ging der Mond auf und warf seine bleichen Silberstrahlen über die Wellen . . . ."

Ein Beben packt mich und läßt meinen ganzen Körper erzittern. Darf ich diesen süßen Liebesworten länger lauschen? Ich blicke auf; der Doktor winkt mir, zu bleiben.

„Sieh, wie die kühlen Granatblüten über meine Schultern fallen."

Ich hülle sie fester ein in ihre leichte Decke. Sie faßt meine Hand und küßt sie innig.

Endlich scheint der Schlaf sie zu übermannen. Als ich meine Hand vorsichtig aus der ihren lösen will, erwacht sie und bittet mich flehentlich, sie nicht zu verlassen.

Die ganze Nacht verweilte ich am Lager der Kranken. Nach Mitternacht fiel sie in einen tiefen, friedlichen Schlaf.

„Die Krisis ist glücklich überstanden," flüsterte mir der Arzt zu.

Als ich am Morgen Abschied nehmen wollte, wandte mir der Spanier schweigend den Rücken. Nach dieser einen Nacht schien der Gatte der Kreolin um zehn Jahre gealtert.

Der gekaufte Geschworene.

Nach einer angesehenen Gemeinde Galiziens kommt eines Tages die Nachricht, daß eines ihrer Mitglieder sich in der Fremde, in Mähren, eines schweren Verbrechens schuldig gemacht habe; der Mann sollte des Raubmordes angeklagt sein und die Verhandlung vor dem Schwurgericht zu Brünn schon in acht Tagen stattfinden.

Man zieht sofort telegraphische Erkundigungen ein — die Sache stimmt; so unglaublich es auch allen klingt, es ist nun einmal Tatsache, daß Mendel Maggid unter der Anklage des Raubmordes steht. Die Trauer ist groß, denn die Gemeinde hält es für eine schwere Schmach, daß einer der Ihrigen wegen eines unerhörten Verbrechens hingerichtet werden sollte. Das würde den guten Ruf des Städtchens für lange Jahre vernichten.

Solches aber darf nicht sein, und deshalb beschließt man, sichere Leute nach Brünn zu senden, die den einen und anderen Geschworenen dafür „gewinnen" sollten, recht milde zu sein, so daß der unglückselige Mendel Maggid wenigstens der Todesstrafe entgehe. Die Abgesandten haben Glück. Unter den Geschworenen befindet sich Herr David Muskat, der aus jener galizischen Gemeinde stammt. Natürlich suchen sie ihn auf und verabreden mit ihm das folgende: Wenn es seinem Einfluß gelänge, daß Mendel Maggid nicht zum Tode, sondern zu fünfzehn Jahren Kerker verurteilt würde, dann sollte er — David Muskat — für seine Mühe und Kosten fünftausend Gulden bekommen.

Die Verhandlung findet statt, und der Angeklagte wird tatsächlich zu fünfzehn Jahren Kerker verurteilt.

Darauf begeben sich die Abgesandten der Gemeinde zu David Muskat, bedanken sich bei ihm und übergeben ihm die vereinbarte Summe. Aber ihr Landsmann ist nicht zufrieden; er will mehr haben.

„War das eine Arbeit," jammert er, „die Geschworenen dazu zu bringen!"

„Haben se ihn denn wirklich wollen schuldig sprechen wegen Raubmord?" fragen sie entsetzt.

„Wie heißt schuldig?" schreit Muskat, „wer red't davon? Freisprechen haben sie ihn doch gewollt . . ."

Auch ein Wohltäter.

„Und nun möchte ich meinem Testament noch einen Absatz anfügen. Schreiben Sie: Ich hinterlasse hiermit jedem meiner Angestellten, der zwanzig Jahre oder länger in meinen Diensten war, zwanzigtausend Dollars."

„Alle Hochachtung, Herr Strong, das ist edel."

„Nicht wahr! Das muß doch Eindruck machen und kostet nichts . . . . . ich habe nämlich noch keinen Angestellten gehabt, der es länger als zwei Jahre bei mir ausgehalten hat."